

Aktuell in Münchner Galerien

Geheimnis und Klarheit

Neugierig? Ach woher denn! Aber wenn da ganze Schaufenster dichtgemacht sind und gerade mal ein Zehn-Zentimeter-Schlitz bleibt, was bleibt uns denn anderes übrig als hindurchzuschauen? Je größer das Geheimnis, desto unerbittlicher der Drang zum Enthüllen. Das war bei Faust nicht anders als bei Kindern in der Adventszeit, das gilt für Informationen, für Dessous. So gesehen sind die beiden undurchsichtig graublauen Schaufenster des Bayerischen Kunstgewerbevereins mit ihren zwingenden Blick-Schlitzern von tiefenpsychologisch entwaffnendem Wert. Wir tun nämlich genau das, und auch noch auf offener Straße, was wir nicht tun sollen: Wir frönen der Neugier.

Daß diese aufreizend geheimnisvollen Schaufenster beileibe kein Dekorationsgag sind, merkt man spätestens beim gerade riskierten Schlitz-Blick. Drinnen geht die Geheimniskrämerei nämlich weiter: „Hüllen“ heißt die neue Ausstellung des Kunstgewerbevereins. Jahreszeitlich angemessen befindet sich die Ausstellung mit all ihren Masken zwar mitten im Fasching, und Spaß macht's ja auch, aber die Dimensionen sind denn doch viel weiter gesteckt, reichen von den archetypischen Persönlichkeitsmasken der Commedia dell'arte, von Brighella über zenbuddhistische Anklänge bei Gefäßen wie die „Hohe Weiße“ von Elisabeth Schaffer, bis zu esoterisch anmutenden Objekten wie die „Hommage an eine Schachtel“ von Josephine Tabbert: Hüllen, die verhüllen, um zu enthüllen (Pacellistraße 7, bis 12. Februar).

„Lassen Sie sich nicht beirren durch die Oberfläche; in den Tiefen wird alles Gesetz.“ Das wäre ein guter Leitsatz für die „Hüllen“-Ausstellung gewesen. Aber der Satz stammt von Rilke, und der wollte lediglich einen jungen Dichter damit trösten. Ob er das geschafft hat, ist momentan egal. Einem hat er jedenfalls enormen Halt gegeben, und das ist Karl Hagedorn, der sich mit seinem bildnerischen „Weg zur Symbolischen Abstraktion“ ständig von der Vielfalt der wahrnehmbaren Oberflächen zur Gesetzmäßigkeit in den Tiefen bewegt. Das tut er meist in leuchtenden Farben und mit einem Formenvokabular, in das man eintaucht wie in eine altbekannte, aber nie gesehene Welt. Hagedorn reduziert auf Dinge, die ihm wesentlich sind: der Schädel, das Rückgrat, Pfeile und Zahlen, die Welt der Technik. Da wird zum Beispiel eine Nähmaschine auseinandergenommen, und wenn Hagedorn sie bildnerisch wieder zusammenfügt, entsteht ein Organismus, der immer noch den Arm der Nähmaschine, den Greifer, das Garngehäuse als Grundelemente enthält, aber neu zusammenfügt, als würde das Ganze pulsieren und lebendiges Blut durch die Adern der Maschine strömen. Keine Seite gewinnt die Oberhand, nicht die organische Welt und auch nicht die der Technik. Oberhand gewinnt allein der fließende Akt der Verschmelzung zu einer wie selbstverständlich wirkenden Symbiose (Galerie Heseler, Residenzstraße 7, bis 23. Februar).

Ein paar Jahrzehnte zurück und noch einmal Rilke: ein Gesicht mit hoher, zerfurchter Stirn, kantig spitzer Nase und me-



FRITZ SCHAEFLER: Rainer Maria Rilke. Holzschnitt. Photo: Katalog

lancholischem Blick. Rilke nicht als Dichter, sondern als politisch engagierter Denker in einer bewegten Zeit. Von einem Künstler in Holz geschnitten, der zu den Unbekannten des Münchner Expressionismus zählt. Fritz Schaeffler (1888–1954) ist vor allem da stark, wo er mit Holzschnitt oder Kaltnadelradierung arbeitet und damit die geistigen Energien, die destruktiven und die konstruktiven der Münchner Revolutions- und Rätezeit, auslebt. Mehrfach porträtiert Schaeffler Kurt Eisner, den am 21. Februar 1919 ermordeten Ministerpräsidenten, als wäre dessen Kopf Brennpunkt von Energiestrahlen. Daneben Bildnisse politisch aktiver Künstler wie Max Butting und Leo Scherpenbach, wo der Expressionismus des Holzschnitts sich den musikgeladenen Abstraktionen eines Kandinsky annähert. Wo die Ängst durch solche „Hoffnungsträger“ nicht klein gehalten werden können, malt Schaeffler sich das Leid von der Seele mit religiösen Darstellungen, der Verspottung Christi etwa und der Kreuzigung in unheilvoll düsterem Leuchten der Farben (Galerie Joseph Hierling, Georgenstraße 62a, bis 22. Februar).

Wer sich von den bildnerisch ausgelebten Nöten und Hoffnungen des Fritz Schaefflers

erholen muß, könnte nichts Besseres tun, als einen Sprung ins Studio der Galerie Fred Jahn zu machen. Eine heile, wunder-volle Welt der Ästhetik breitet sich hier mit den Silbergeräten von Peter Verbürg und dem Goldschmuck von Peter Müller aus. Die beiden Kunstschmiede, die seit fast zwei Jahrzehnten immer wieder zusammen ausgestellt haben, beherrschen – jeder auf seinem Gebiet – den Superlativ des Purismus, von der Formgebung bis zur Oberflächenbehandlung. Klare Geometrie herrscht bei Müllers Broschen, die aus Halbrundstäben oder Dreikantrippen gebaut sind und, oft mit Halbedelsteinen kombiniert, so raffiniert in ihren zarten Farbgebungen sind, daß eine größere Kostbarkeit kaum noch möglich scheint. Dasselbe gilt für die Teekannen, Schalen und Becher von Verbürg, deren klare Formgebung von einer solchen Spannkraft ist, daß Funktionalität sich optimal mit dem Objektcharakter dieser Geräte vereint (Maximilianstraße 10, bis 2. Februar).

★

Eine Zweier-Ausstellung präsentiert in gewisser Weise auch Tanit, eine Art Rendezvous der New Yorker Künstlerin Claudia Hart mit Hans Holbein dem Jüngeren (Ende 15. Jahrhundert bis 1543). Holbeins „Bilder des Todes“ (1523–25), ein Holzschnittalphabet mit religiösen und volkstümlichen Illustrationen untermalt, hat Claudia Hart zum Anlaß für ein eigenes Alphabet genommen. Was bei Holbein Initiale war, wird bei Hart zum Bestandteil von Bildgeschichten, die je nach Wortwahl anders laufen. Ein Wort wie LIE (Lüge), fortlaufend aus drei Holbein-Bild-Initialen zusammengesetzt, ergibt völlig andere Zusammenhänge als etwa das Wort DEFY (trotzen). Die Elemente bleiben dieselben, aber die divergierenden Abfolgen verändern den Sinn dieser Elemente, verräteln die ursprüngliche Eindeutigkeit des scheinbar Einmaligen.

Dasselbe macht Hart mit ihren schwarz-weißen Selbstporträtphotos. Daß immer sie selbst Modell der Photos ist, beweist noch längst nicht die Eindeutigkeit der Abbilder. Denn kombiniert mit Worten wie Riese, Gnom, Sylphe, Zentaur – immer als kleine Schriftschildchen an den Bildern angebracht – verläßt das scheinbar einmalige Gesicht sofort die Porträtebene und fügt sich in die unterschiedlichsten Sinnzusammenhänge. Enträtseln läßt sich das nicht. Gott sei Dank. Die Kraft dieser Kunst liegt zwar zum Teil in der Aufdeckung verborgener Sinnzusammenhänge, aber vor allem in der Wahrung des Geheimnisses, das, fern der Analyse, dem sogenannten Sinn erst den Sinn gibt (Maximilianstraße 36, bis 9. März).

CLAUDIA JAECKEL